

Ruth Mayer

„Island is not far“

Zur Konstruktion von Insularität, Ausschluss und Exil auf Angel Island, 1910–1940

Das Exilische eignet sich für nationale Selbstbeschreibungen, wenigstens wenn man den US-amerikanischen Kontext in den Blick nimmt. Die Rede vom Exil scheint immer dann besonders angemessen oder naheliegend, wenn es um die Evokation einer Situation fern von der ‚Heimat‘ geht; um eine Situation, die als unfreiwillig und erzwungen betrachtet wird. Zumindest für den amerikanischen Kontext ist darüber hinaus eine gewisse heroische oder tragische Dimension des Begriffs offenkundig, die persönliche Leidenssituation gewinnt eine größere weltpolitische Signifikanz und epische Dimension, wenn sie als exilisch verortet werden kann. Unter diesen Vorzeichen könnte man die Geschichte der Vereinigten Staaten als exilische Geschichte schreiben, wie die Politologin Frances Reinhold schon 1939 feststellte:

It is significant that early independence seekers were not all of the same mind, staking their claims in diverse directions, erecting veritable Chinese walls of prejudice and provincialism within which they breathed the rarefied air of ingrown righteousness. Minorities within exiled minorities were thus easily exiled at a further remove. [...] Upon a broad historical canvas is painted the exile of French Huguenots, English Puritans, German Protestants, Irish Catholics, Scotch-Irish Protestants, Dutch Walloons, Quakers, Independents, Baptists, and Jews. Interwoven with the greater epics of nationality and creed are the minor epics of individual exiles – Roger Williams, Thomas Hooker, Anne Hutchinson, Anne Austin, Mary Fisher.¹

Es mag auch bezeichnend sein, dass Reinhold hier mit der Metapher der ‚chinesischen Mauer‘ operiert, ohne ansonsten die chinesischen Amerikaner in den USA zu erwähnen. Denn in den dreißiger Jahren, als dieser Text entstand, machten sich die Debatten um chinesische Einwanderer und ihren Status in den USA immer wieder an heftigen Auseinandersetzungen um die Zukunft der Nation fest. Den Chinesen wurde vorgeworfen, sich der Integration besonders systematisch zu widersetzen – womit sie ironischerweise lediglich der Tradition früherer, inzwischen assimilierter Einwanderergruppen folgen würden, wenn

¹ Frances L. Reinhold: „Exiles and Refugees in American History“. *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 203 (1939), S. 63–73, Zitat S. 64.

man Reinholds Modell übernimmt. Wie dem auch sei – die Überlegungen zur Relevanz des Exilischen für eine nationale Selbstbestimmung in den USA sind auch rund siebzig Jahre später ungebrochen aktuell, wie eine Betrachtung zur Literatur ethnischer Minderheiten in den USA von 2001 deutlich macht. Die Literaturwissenschaftlerin Joy Leighton kommt hier ebenfalls zu dem Schluss, dass die Kategorie des Exilischen für eine Erfassung dessen, was als amerikanisch begriffen wird, eine wichtige Rolle spielt – und dass die Bedeutung der Kategorie stetig ansteigt. Das hat sicherlich auch viel mit der Tatsache zu tun, dass seit geraumer Zeit die Position des Marginalen und des Minoritären gerne zur (Selbst-)Beschreibung des Mainstream herangezogen wird:

[T]he amount of writing devoted to the experience of exile in American literature is so prolific that exile has become an essential component of an American identity. Jewish immigrants are political and religious exiles; the Cuban revolution of 1959 has led to the diaspora of Cuban-Americans and the enslavement and turbulent post-bellum era has created modern-day Israelites out of African Americans.²

Die Bildlichkeit des Exils in der amerikanischen Geschichte und Literatur implizierte traditionell eine defizitäre Situation, die auf Aufhebung zielt. Dem Exil konfrontiert sich die Heimat, aber in den USA zunehmend auch das Ideal der neuen Nation als alternativer Heimat, die aus den heterogenen Erfahrungen von Exil und Vertreibung, von Ortlosigkeit und Desorientierung erwächst. Bis in unsere Tage ist Exil ein negativer Begriff, er beschreibt eine Mangelsituation, eine Leerstelle – die nun aber immer öfter als ausschließlich und alternativlos verstanden wird. Der Gegenpol – Heimat oder Heimkehr – ist prekär geworden, wie Hamid Nafici notierte:

There was a time when exile implicitly or explicitly involved a present or absent home, or a homeland, as referent. However, the referent is now in ruins or in perpetual manipulation, and the concept of exile, once stabilized because of its link to the homeland, is now freed from the chains of its referent.³

Diese semantische Loslösung teilt der Begriff des Exils mit der Idee der Diaspora, beide Konzepte reagieren auf ganz ähnliche kulturelle Ausgangssituationen, sie wurden ursprünglich fast synonym zur Beschreibung einer regionalen und religiösen Dislokationserfahrung genutzt und rufen nun die Erfahrung der

² Joy Leighton: „A Chinese Ishmael“: Sui Sin Far, Writing, and Exile“. In: *Melus* 26 (2001) H. 3, S. 3–29, Zitat S. 24.

³ Hamid Nafici: „Framing Exile: From Homeland to Homepage“. In: *Home, Exile, Homeland: Film, Media, and the Politics of Place*. Hg. v. Hamid Nafici. London 1999, S. 1–16, Zitat S. 9.

Entfremdung auf, ohne dass die Utopie einer letzten Rückkehr oder Versöhnung noch gegeben sein muss. Aber im scharfen Gegensatz zur kulturwissenschaftlichen Diasporadebatte behält der Diskurs um das Exilische die negativen Konnotationen des Begriffs weitgehend bei. So kommt es doch zu einer begrifflichen Ausdifferenzierung, wie John Durham Peters deutlich machte:

The key contrast with exile lies in diaspora's emphasis on lateral and decentered relationships among the dispersed. *Exile* suggests pining for home; *diaspora* suggests networks among compatriots. Exile may be solitary, but diaspora is always collective. Diaspora suggests real or imagined relationships among scattered fellows whose sense of community is sustained by forms of communication and contact such as kinship, pilgrimage, trade, travel and shared culture [...].⁴

Es ist eben die Negativität des Exilbegriffs, die mich im Folgenden interessieren wird. Ich möchte einen exilischen Diskurs im engen Bezug auf die Situation der chinesischen Diaspora in den Vereinigten Staaten im frühen zwanzigsten Jahrhundert herausarbeiten. Dieses Fallbeispiel erscheint mir besonders aussagekräftig, weil es die Gegenläufigkeit dominanter und minoritärer Diskurse offensichtlich werden lässt. Den Diskurs des Exilischen sehe ich in diesem Zusammenhang als Versuch, dem zeitgenössischen dominanten Diskurs zur chinesischen Präsenz in den USA zu begegnen. In den literarischen Zeugnissen chinesischer Einwanderer der 1910er bis 40er Jahre, die ich untersuchen möchte – den Gedichten von Angel Island – wird die Kondition des Exilischen aufgerufen, um eine eingeklammerte, prekäre, unbestimmte Position zwischen den Fronten zu evozieren, eine Situation, die als nicht-normal, außergewöhnlich und instabil präsentiert wird. Wir werden sehen, dass es dabei nicht nur darum geht, einen Anspruch auf Integration zu erheben, sondern dass die Situation des Exilischen zunehmend auch totalisiert wird – die Außenseitersituation wird in ihren subversiven und bedrohlichen Implikationen affirmiert, das Exil zeitigt Widerstand. Die Semantik des Exils weist in sämtlichen Varianten – klagend oder aggressiv – auf den Versuch, die Situation der Ausgrenzung konzeptuell anders zu ‚rahmen‘ als der zeitgenössische politiko-juridische Diskurs der USA es tut. Dennoch bleiben die Gedichte im spannungsreichen Bezug zu diesem hegemonialen Diskurs – sie vermögen ihn kritisch zu beleuchten, aber sie zeigen sich auch von ihm gefangen.

⁴ John Durham Peters: „Exile, Nomadism, Diaspora: The Stakes of Mobility in the Western Canon“. In: *Home, Exile, Homeland*. Hg. v. Nafici, S. 17–44, Zitat S. 20.

1 Insularität

Die Welt der chinesischen Immigranten im Amerika des neunzehnten Jahrhunderts wurde nicht von ungefähr oft in den Termini des Insularen skizziert – als abgeschottet, unzugänglich, fern von der modernen Realität der amerikanischen Großstadt. Dabei spielten die Gegensatzpaare von Zivilisation und Primitivität eine gewisse Rolle, wichtiger für die Rede von der Insularität der Chinesen war aber noch der Binarismus von *domesticity* (ein Begriff, der mit ‚Häuslichkeit‘ nicht wirklich übersetzt werden kann) und Devianz. Die amerikanische Chinatown war *anders* als der Rest der modernen Metropole, weil ihre konstitutiven Elemente, ihre ‚Haushalte‘, sich so ganz anders gestalteten: es fehlten die Frauen und die Familien, die Chinatown war eine männliche Welt, eine ‚Junggesellengesellschaft‘. Das hatte natürlich mit den restriktiven Rahmenbedingungen für die chinesische Immigration der Zeit zu tun, die es chinesischen Frauen fast unmöglich machten, in die USA einzureisen.⁵ Die Chinatown präsentierte sich als prekärer Ausnahmezustand, als korrupter, kontaminierter städtischer Raum, in dem Männer der Arbeiterklasse in eng gepackten Quartieren in suspekten Verhältnissen lebten,⁶ und gab so hinreichend Anlass für phobische Projektionen, die sich immer wieder zentral an der unterstellten Abweichung chinesischer Lebensstile von den Konventionen des viktorianischen Bürgertums festmachten. Die Lebensarrangements der frühen Chinatown, so unterstellten die Aktivisten des Anti-Chinese Movement, sperrten sich gegen die Norm der städtischen Ordnung, sie konstituierten ein unabhängiges System – eine Stadt in der Stadt, eine Gesellschaft in der Gesellschaft, eine bedrohliche Präsenz, die sich nicht eingliedern ließ und nicht eingliedern wollte. Diese Zuschreibung der strategischen Isolation, der Abschottung zum Zwecke der Unterminierung und Übernahme, die in ihrem Bedrohungsszenario ethnische, klassen- und geschlechtsspezifische Charakteristika eng zusammenschließt, mag uns vertraut erscheinen. Die chinesische ‚Parallelgesellschaft‘ der amerikanischen Jahrhundertwende aber präsentiert sich als Sonderfall auch in der transnationalen Immigrationsgeschichte, weil

⁵ Vgl. Alexander Saxton: *The Indispensable Enemy: Labor and the Anti-Chinese Movement in California* [1971]. Berkeley 1995; Lucy E. Salyer: *Laws Harsh as Tigers: Chinese Immigration and the Shaping of Modern Immigration Law*. Chapel Hill 1995; Erika Lee: *At America's Gates: Chinese Immigration during the Exclusion Era, 1882–1942*. Chapel Hill 2003; Sucheng Chan: „The Exclusion of Chinese Women, 1875–1943“. In: *Entry Denied: Exclusion and the Chinese Community in America, 1882–1943*. Hg. v. Sucheng Chan. Philadelphia 1991, S. 94–164; Ruth Mayer: *Diaspora. Eine kritische Begriffsbestimmung*. Bielefeld 2005, S. 123–157.

⁶ Nayan Shah: *Contagious Divides: Epidemics and Race in San Francisco's Chinatown*. Berkeley 2001, S. 77.

sie nicht nur in der Chinatown ihren bildhaften Ausdruck fand, sondern durch eine Vielzahl weiterer Enklavekonstellationen geradezu metonymisch reflektiert – und so gleichzeitig fest- und fortgeschrieben wurde. Zu diesen Figurationen des Abschottens, des Sicherns und der Eindämmung trugen die medizinischen Quarantänemaßnahmen bei, die sich im späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert immer wieder explizit auf chinesische Communities bezogen.⁷ Vor allem aber kristallisiert sich die Vorstellung der chinesischen Insularität in der Einrichtung der Immigrationsstation Angel Island, einer Institution, die nicht nur für die Behörden, die sie betrieben, sondern auch für die Menschen, die sich in ihr wiederfanden, den juridischen Verfahren der Isolation, Segregation und Selektion konkret räumlich Ausdruck gab.

Angel Island war der Versuch, einen politischen Ausnahmezustand zu etablieren, einen neutralen und undeterminierten Raum, der eine Sichtung und Einordnung der einwanderungswilligen Asiaten gestattet. In Ellis Island wurden medizinische Untersuchungen angestellt und Dokumente geprüft, die Immigrationsstation war ein Durchgangsraum. Angel Island dagegen war ein Lager, in dem Menschen oft wochenlang festgehalten, untersucht und verhört wurden, bis sie ins Land entlassen oder über den Pazifik zurückgeschickt wurden, oft ohne zu erfahren, was die Immigration ermöglichte oder verhinderte. Durch Interviews oder Verhöre sollten die Geschichten der Ankömmlinge, die sich als Verwandte ersten Grades von chinesischen Amerikanern ausgaben und somit die Staatsbürgerschaft beanspruchten, überprüft werden, weil die Papierlage nach dem zerstörerischen Feuersturm in San Francisco von 1906 desaströs war. Mittels biometrischer Messungen versuchten die Behörden diese äußerst unsicheren Daten zu ergänzen – die Biometrie sollte verlässliche Methoden der Identifikation und Klassifikation zur Verfügung stellen. Aber wie so viele andere Institutionen, die auf die Etablierung scharf gezogener Distinktionen zielen, erwies sich Angel Island als höchst ambivalent. In gewisser Hinsicht war es unklar, wohin die Insel gehörte, denn die Immigrationsstation befand sich auf einem Territorium, das „neither quite foreign nor domestic“ erschien, wie Amy Kaplan im Bezug auf die legale Kategorie der ‚Insular Cases‘ schrieb, die der Oberste Gerichtshof der USA in einer Serie von Entscheidungen zwischen 1902 und 1922 etablierte.⁸ Die Ent-

7 Charles McClain: „Of Medicine, Race, and American Law: The Bubonic Plague Outbreak of 1900“. In: *Law & Social Inquiry* 13 (1988), H. 3, S. 447–513; Shah: *Contagious Divides*; James C. Mohr: *Plague and Fire: Battling Black Death and the 1900 Burning of Honolulu's Chinatown*. Oxford 2005.

8 Amy Kaplan: „Where Is Guantánamo?“. In: *Legal Borderlands: Law and the Construction of American Borders*. Hg. v. Mary L. Dudziak u. Leti Volpp. Baltimore 2006, S. 239–266, Zitat S. 251. Vgl. hier und im Folgenden auch: Ruth Mayer: „Paper Citizens and Biometrical Identi-

scheidungen des Supreme Court bezogen sich auf Räume, die der spanisch-amerikanische Krieg generiert hatte – legal und national prekäre Territorien wie Puerto Rico, die „zu den Vereinigten Staaten gehören, aber nicht ein Teil der Vereinigten Staaten sind“, wie eine Grundlagenentscheidung des Gerichtshofs zu den sogenannten „unincorporated territories“ es formuliert.⁹ Obwohl die Immigrationsstationen Ellis Island und Angel Island ebenso wenig unter diese Kategorie fallen wie die Marinebasis Guantánamo Bay, die seit 1903 bestand, bezog sich der juristische Diskurs um diese Gebiete eng auf die Argumentation zu den ‚Insel-Fällen‘. In all diesen Kontexten ging es um die Aufrechterhaltung von Zonen, Schwellen oder Enklaven, für die die Rechtsordnung der Vereinigten Staaten nicht voll galt, obwohl sie den Vereinigten Staaten zugerechnet wurden. Dieser verräumlichte Ausnahmezustand wurde in der Tradition der Ideologie des Kolonialismus mit dem ‚Wesen‘ derer gerechtfertigt, die die Gebiete bewohnten oder dort festgehalten wurden: „The designation of territory as neither quite foreign nor domestic was inseparable from a view of its inhabitants as neither capable of self-government nor civilized enough for U.S. citizenship.“¹⁰

Für die vielen Immigranten, die eine oft unklar definierte Zeitspanne in dem Internierungslager verbringen mussten, wurde die Immigrationsstation mithin zum ‚Lager‘ im Sinne Giorgio Agambens. Die Besonderheit dieses Konzeptes besteht ja eben darin, dass hier der Ausnahmezustand „zur Regel“ wird, wie Agamben schrieb.¹¹ Das „Wesen des Lagers“ besteht in einem umrissenen Raum, in dem die

normale Ordnung de facto aufgehoben ist, in dem es nicht vom Recht abhängt, ob mehr oder weniger Grausamkeiten begangen werden, sondern von der Zivilität und dem ethischen Sinn der Polizei, die da vorübergehend als Souverän agiert [...].¹²

Das Lager ist dabei kein rechtloser Raum, sondern nur nicht Teil der normalen Rechtsordnung, es ist außerordentlich, exzeptionell, eingeklammert:

Man muß den paradoxen Status des Lagers von seiner Eigenschaft als Ausnahmeraum her denken: Es ist ein Stück Land, das außerhalb der normalen Rechtsordnung gesetzt wird,

fication: Immigration, Nationality, and Belonging in Chinese America during the Exclusion Era“. In: *Trans-Pacific Interactions: The United States and China, 1880–1950*. Hg. v. Vanessa Künnemann u. Ruth Mayer. New York 2009, S. 85–104.

⁹ Kaplan: „Where is Guantánamo?“, S. 249–250.

¹⁰ Kaplan: „Where is Guantánamo?“, S. 250.

¹¹ Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben* [1995]. A. d. Ital. v. Hubert Thüring. Frankfurt/M. 2002, S. 177.

¹² Agamben: *Homo sacer*, S. 183–184.

deswegen jedoch nicht einfach nur Außenraum ist. Was in ihm ausgeschlossen wird, ist nach der etymologischen Bedeutung von *exceptio herausgenommen* (ex-capere), eingeschlossen mittels seiner eigenen Ausschließung. Was aber auf diese Weise vor allem in die Ordnung hineingenommen wird, ist der Ausnahmezustand selbst. [...] Das Lager, heißt das, ist die Struktur, in welcher der Ausnahmezustand – die Möglichkeit der Entscheidung, auf die sich die souveräne Macht gründet – *normal* realisiert wird.¹³

Der außerordentliche Zustand, den Agamben umreißt, kartografiert Enklaven des Extraordinären innerhalb des normalisierten Systems. Diese Enklaven müssen eingeklammert sein, in Quarantäne sozusagen, damit das System insgesamt als normal oder gesund konzipiert werden kann. In derselben Logik konstituieren Angel Island und andere ‚Inselfälle‘ im Amerika des späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts den kaum verdrängten Nachweis, dass die Nation eben nicht sauber auf der Basis von Innen und Außen, heimisch und fremd, *domestic* und *deviant* entworfen werden kann, dass man Zwischenstadien und Schwellenbereiche braucht, auch wenn diese nicht offen in ihrem Hybrid- oder Zwischenstatus markiert werden können und so – oft ganz im Wortsinne – am besten ‚außen vor‘ bleiben.

2 Exil

Angel Island ist für mich nun aber nicht nur interessant, weil es im juristisch-politischen Sinn ein ‚Niemandland‘ darstellt, sondern weil die Insel Bewohner hatte, die Spuren hinterließen. In den 1970er Jahren sollte die Immigrationsstation eingerissen werden und der Abriss der Gebäude wurde im letzten Moment verhindert, weil die Zeugnisse derer, die dort abgefertigt, verbucht, verhört und interniert wurden, nun wieder in den Blick kamen. Zahllose Migrant*innen hatten anonym Gedichte in die Wände geritzt, die von der Verwirrung, der Desorientierung, der Wut und der Hilflosigkeit derer berichten, die sich dem Ziel so nahe glaubten, bevor sie – mit Sicht auf das Festland, aber doch unendlich weit davon entfernt – in die Maschine der Immigrationsverwaltung auf der Insel gerieten.¹⁴

Yunte Huang ordnete diese Texte in die Tradition chinesischer ‚Reiseliteratur‘ (*tibishi*) ein, einer Gattung, die sich insofern mit der popkulturellen Praxis

¹³ Agamben: *Homo sacer*, S. 179.

¹⁴ Vgl. Him Mark Lai, Genny Lim u. Judy Yung (Hg.): *Island: Poetry and History of Chinese Immigrants on Angel Island, 1910–1940*. Seattle 1980; Erika Lee u. Judy Yung: *Angel Island: Immigration Gateway to America*. New York 2010.

des Graffiti vergleichen lässt, als hier alle möglichen Alltagsgegenstände und Flächen beschriftet werden – nicht nur Wände, sondern auch Felsen, Türen, Fenster, Dachbalken und vieles mehr. Die Autoren dieser Texte beschreibt Huang als Angehörige des breiten sozialen Sektors in China, dem es nicht erlaubt war, historiografische Aufzeichnungen zu erstellen. Dieses Recht hatten im chinesischen Kaiserreich nur die vom Hof ernannten Historiker: „Travel writing thus provides an important outlet for writers who desire to make historical references but are forbidden to produce what may be deemed as historical accounts.“¹⁵

Vor diesem Hintergrund kommt für mich die Idee des Exilischen prominent ins Spiel. Sie wird zur Möglichkeit, ein semantisches Gegengewicht zu setzen – die prekäre Situation des Einzelnen zu beleuchten, wo die administrativen und investigativen Maßnahmen des Immigrationsapparats eine abstrakte Gefahr oder kontaminierende Präsenz heraufbeschwören, die vom nationalen Territorium und Staatskörper ferngehalten werden muss. Während in der offiziellen Beschreibung der Immigrationsstation technische und administrative Begriffe vorherrschen, tritt in den Gedichten der Internierten die Insel und die Insularität des Internierungszustands in den Vordergrund der Beschreibung. Keines der Gedichte benutzt den Begriff des Exils. Das mag an den englischen Übersetzungen liegen. Es kann auch daran liegen, dass die Gedichte sehr bildlich angelegt sind – und ‚Gefängnis‘ oder ‚Einsamkeit‘ oder ‚Inselndasein‘ schreiben, wenn sie Exil meinen. Wie dem auch sei: die folgenden Beispiele mögen belegen, dass die Denkfigur des Exils eine zentrale Rolle in der Lyrik von Angel Island spielt:

Living on Island away from home elicits a hundred feelings.
My chest is filled with a sadness and anger I cannot bear to explain.
Night and day, I sit passively and listlessly.
Fortunately, I have a novel as my companion.¹⁶

Immer wieder wird die Situation auf der Insel als unerklärliche und unverschuldete Gefangenschaft beschrieben, als exilische Isolation, die manchmal – wie im obigen Gedicht – im markierten Kontrast zu einer weit entfernten Heimat entworfen wird. Dabei wird der Internierte zum Autor (der die Gedichte manchmal auch signiert), die entwürdigende, machtlose und reifizierte Situation der Internierung wird in der heroischen Bildsprache des Exils dramatisiert:

¹⁵ Yunte Huang: *Transpacific Imaginations: History, Literature, Counterpoetics*. Cambridge, MA 2008, S. 102–103.

¹⁶ Poem 19. In: *Island*. Hg. v. Lai, Lim u. Yung, S. 56.

In the quiet of the night, I heard faintly, the whistling of wind.
The forms and shadows saddened me; upon seeing the landscape, I composed a poem.
The floating clouds, the fog, darken the sky.
The moon shines faintly as the insects chirp.
Grief and bitterness entwined are heaven sent.
The sad person sits alone, leaning by a window.¹⁷

Wie viele andere versucht dieses Gedicht die banale Funktionalität des Internierungslagers und seiner Prozeduren und Konventionen auszublenden, indem eine klassische Naturlandschaft evoziert wird, die hier ähnlich nostalgisch besetzt scheint wie die Heimat in anderen Gedichten. In all diesen Fällen wird die gegenwärtige Situation als unbestimmt und offen ausgemacht, es überwiegt eine Bildlichkeit des Driftens und des Flottierens, der Unsicherheit und der Liminalität, die die politiko-juridische Funktion der Insel als Enklave individuell zu erschließen sucht. Auch das folgende Gedicht zeugt von diesem Verlangen:

Depressed from living on Island, I sought the Sleeping Village.
The uncertain future altogether wounds my spirit.
When I see my old country fraught with chaos,
I, a drifting leaf, become doubly saddened.¹⁸

Beeindruckender aber als diese Transpositionen erscheinen einige wenige Gedichte, die die Erfahrung der forcierten Auszeit und des Niemandlands beschreiben, anstelle sie zu übersetzen. Das folgende Gedicht schildert einfach nur die Station und ihren Ausblick:

A building does not have to be tall; if it has windows it will be right.
Island is not far, Angel Island.
Alas, this wooden building disrupts my traveling schedule.
Paint on the four walls are [sic!] green,
And green is the grass which surrounds.
It is noisy because of the many country folk,
And there are watchmen guarding during the night.
[...]
I gaze to the south at the hospital,
And look to the west at the army camp.
This author says, „What happiness is there in this?“¹⁹

17 Poem 13 (Yu, of Taishan: „Random Thoughts Deep at Night“). In: *Island*. Hg. v. Lai, Lim u. Yung, S. 52.

18 Poem 16. In: *Island*. Hg. v. Lai, Lim u. Yung, S. 54.

19 Poem 33 („Inscription about a Wooden Building“). In: *Island*. Hg. v. Lai, Lim u. Yung, S. 70.

„Island is not far“, heißt es hier, und der Autor muss nicht darauf eingehen, was hier den Referenzpunkt darstellt: San Francisco, die Stadt, das Festland. Aber die Stadt kommt nicht in den Blick, obwohl sie in Sichtweite war. Stattdessen werden die patrouillierenden Nachtwachen und die disziplinierenden Institutionen rund um die Station genannt: das Militärcamp, das Krankenhaus – Orte, die wie Alcatraz, nach dem Angel Island modelliert wurde, und die Immigrationsstation selbst auf normalisierende Kontrolle und Überwachung zielen, und sich als Apparate dem Individuum konfrontieren.

In Gedichten wie diesen scheint es primär um eine Zeugnisfunktion zu gehen, um die Sicherung von individueller Würde und um die Distinktion des Einzelnen von den Zuschreibungen an die Masse, die durch die Institution der Immigrationsstation als bedrohlich, gesichtslos und potentiell kontaminierend entworfen wird. Andere Gedichte zielen auf eine Kommunikation unter den Migranten, sie adressieren direkt Leser, die später auf die Station kommen und in den Gedichten Orientierung oder Trost finden sollen. Und dann gibt es eine ganze Reihe Kampfansagen, Wutfantasien und Spekulationen über die Zukunft, die die Semantik des Exilischen nutzen, um das Individuum auf andere Weise zu nobilitieren – als Mann der Zukunft, für den die Situation auf der Insel nur eine Übergangsphase darstellt:

This is a message to those who live here not to worry excessively.
Instead, you must cast your idle worries to the flowing stream.
Experiencing a little ordeal is not hardship.
Napoleon was once a prisoner on an island.²⁰

In all diesen Fällen erweist sich die Denkfigur des Exils als wesentlich, um eine Alternative zum offiziellen Diskurs zu eröffnen. Man könnte von diesen fragmentarischen und prekären Dokumenten und Zeugnissen weiter zu den Anfängen des chinesisch-amerikanischen Schreibens gehen und auf die Versuche verweisen, aus den Erfahrungen des Exilischen und Insulären Identitätsmomente zu destillieren – ganz wie es sich in einigen der Gedichte an den Wänden der Immigrationsstation schon andeutet. Tatsächlich lässt sich die asiatisch-amerikanische Literatur immer als beides verstehen: als Immigrationsliteratur und als „literature of exile and diaspora“,²¹ d.h. gleichermaßen fokussiert auf die Anerkennung im Kontext der amerikanischen Nationalgeschichtsschreibung

²⁰ Poem 60. In: *Island*. Hg. v. Lai, Lim u. Yung, S. 124.

²¹ Zhou Xiaojing: „Introduction: Critical Theories and Methodologies in Asian American Literary Studies“. In: *Form and Transformation in Asian American Literature*. Hg. v. Zhou Xiaojing u. Samina Najmi. Seattle 2005, S. 3–28, Zitat S. 10.

und auf die Verortung in einem breiteren Rahmen des pazifischen Raums oder der Nationalgeschichten der Herkunftsländer. Daher macht es auch nur bedingt Sinn, ein ethno-nationalistisches Selbstverständnis, wie es sich etwa in den Hass- und Kampfpamphleten an den Wänden der Einwanderungsstation findet, rigide gegen exilische Positionierungen abgrenzen zu wollen, wie etwa die Literaturhistorikerin Shirley Geok-lin Shim es anstrebt. Während Lim das ethno-nationalistische Projekt als rückwärtsgewandt und chauvinistisch problematisiert, markiert sie das ‚exilische Paradigma‘ als wesentliche Errungenschaft der asiatisch-amerikanischen Identitätspolitik und als wirksames Moment des Widerstands gegen hegemoniale Assimilationsideologien.²² Tatsächlich muss man aber wohl beide Stoßrichtungen – die ethno-nationalistische wie die exilische – als eng miteinander verschränkt und im komplexen Bezug auf die nationalen Ideologien und Mythen der Vereinigten Staaten begriffen verstehen.²³ Ein neutraler gefasster Exilbegriff, als er bei Lim und anderen zum Ausdruck kommt, eröffnet die Perspektive auf die Wirkmacht des Exilischen (sowohl als Denkfigur als auch als gelebter Wirklichkeit) für die Konstruktion oder Imagination von abstrakten Zusammenhängen wie der ‚Nation‘ oder einer wahlweise kulturellen oder nationalen ‚Identität‘. Benedict Anderson betonte so mit kritischer Akzentuierung, dass die exilische Kondition Konstruktionen nationaler und ethnischer Identität wesentlich begünstige. Die Konzepte von „Exil“ und „Identität“ treten für ihn in eine höchst problematische Wechselbeziehung:

The word *exile* is not employed here idly. We are all only too aware of how incessantly people speak not merely of „seeking“ „roots,“ but of „exploring,“ „finding,“ and, alas, „coming close to losing“ their „identities.“ But these searches, which rhetorically move inward toward the site that once housed the soul, in fact proceed outward toward real and imagined censuses, where, thanks to capitalism, state machineries, and mathematics, integral bodies become identical, and thus serially aggregable as phantom communities.²⁴

Anderson hat recht, wenn er die Dynamik der Identitätskonstruktion nicht nur auf der Ebene von administrativen Apparaten und staatlichen oder globalen Maschinerien der Erhebung, Kartografierung und Klassifikation verortet, sondern auch in den Versuchen der solcherart Erfassten und Verwalteten, den

22 Shirley Geok-lin Lim: „Immigration and Diaspora“. In: *An Inter-Ethnic Companion to Asian American Literature*. Hg. v. King-kok Cheung. New York 1997, S. 289–311, vgl. zu dieser Debatte auch: Xiaojing: „Introduction“, S. 8–11.

23 Siehe hierzu: Xiaojing: „Introduction“, S. 8–11.

24 Benedict Anderson: „Nationalism, Identity, and the World-in-Motion: On the Logics of Seriality“. In: *Cosmopolitics: Thinking and Feeling beyond the Nation*. Hg. v. Pheng Cheah u. Bruce Robbins. Minneapolis 1998, S. 117–133, Zitat S. 130–131.

Zuschreibungen zu begegnen. Die Figuration von Chinese America, die man als Reaktion auf die langjährige Politik der ‚Exclusion‘ und der Einfriedung lesen kann, ist sicher nicht so ungebrochen positiv, wie sie sich in vielen etablierten kulturwissenschaftlichen Studien zur chinesisch-amerikanischen Kultur präsentiert.²⁵ Das chinesische Amerika ist ein Konstrukt und es wurde aus der Not geboren, der Negativität diffamierender Zuschreibungen zu begegnen. Die Rhetorik und Ästhetik des Exilischen und der Identität, die sich im Zuge dieser Reaktionen herausbildeten, sind aber stärker gezeichnet von den problematischen Denkfiguren des Ausschlusses und der (erkennungsdienstlichen) Identifikation, als auf den ersten Blick offenbar werden mag. Vielleicht ist es an der Zeit, die Kulturgeschichte des Exilischen oder das ‚exilische Paradigma‘ für die weitere asiatisch-amerikanische und für die engere chinesisch-amerikanische Literaturgeschichtsschreibung gleichermaßen kritisch zu revidieren und die Motivik und Metaphorik des Exilischen stärker in ihren gesellschaftlichen Funktionen zu betrachten. Auf jeden Fall sollten wir die Begriffsverwendung des Exils historisch zu kontextualisieren versuchen. Wenn man das im Bezug auf die chinesische Immigrationsgeschichte tut, wird deutlich, dass die Rede vom Exil in spannungsreichem Bezug zu der Rhetorik der Inselfälle, des Lagers oder der Internierung steht, die die imperialistische Diktion der Zeit prägt. Die Gedichte sind in dieser Semantik des Insulären verhaftet, sie können sie nicht aufheben. Aber sie schreiben sie auch nicht ungebrochen fort. Allein deshalb sind sie es wert, unter den Vorzeichen der Exilliteratur neu betrachtet zu werden.

Bibliographie

- Agamben, Giorgio: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben* [1995]. A. d. Ital. v. Hubert Thüring. Frankfurt/M. 2002.
- Anderson, Benedict: „Nationalism, Identity, and the World-in-Motion: On the Logics of Seriality“. In: *Cosmopolitanism: Thinking and Feeling beyond the Nation*. Hg. v. Pheng Cheah u. Bruce Robbins. Minneapolis 1998, S. 117–133.
- Chan, Sucheng: „The Exclusion of Chinese Women, 1875–1943“. In: *Entry Denied: Exclusion and the Chinese Community in America, 1882–1943*. Hg. v. Sucheng Chan. Philadelphia 1991, S. 94–164.

²⁵ Vgl. hierzu neben den Arbeiten von Lim auch die einschlägigen Studien von King-kok Cheung (*Articulate Silences: Hisaye Yamamoto, Maxine Hong Kingston, Joy Kogawa*. Ithaca 1993), Amy Ling (*Between Worlds: Women Writers of Chinese Ancestry*. New York 1990) oder Jinqi Ling (*Narrating Nationalisms: Ideology and Form in Asian American Literature*. New York 1998) sowie die Annäherung an die Angel Island-Lyrik von Lai, Lim u. Yung (Hg.): *Island*, oder die Analysen Yunte Huangs in *Transpacific Imaginations*.

- Cheung, King-kok: *Articulate Silences: Hisaye Yamamoto, Maxine Hong Kingston, Joy Kogawa*. Ithaca 1993.
- Huang, Yunte: *Transpacific Imaginations: History, Literature, Counterpoetics*. Cambridge, MA 2008.
- Kaplan, Amy. „Where Is Guantánamo?“. *Legal Borderlands: Law and the Construction of American Borders*. Hg. v. Mary L. Dudziak u. Leti Volpp. Baltimore 2006, S. 239–266.
- Lai, Him Mark, Genny Lim u. Judy Yung (Hg.): *Island: Poetry and History of Chinese Immigrants on Angel Island, 1910–1940*. Seattle 1980.
- Lee, Erika: *At America's Gates: Chinese Immigration during the Exclusion Era, 1882–1942*. Chapel Hill 2003.
- Lee, Erika u. Judy Yung: *Angel Island: Immigration Gateway to America*. New York 2010.
- Leighton, Joy: „A Chinese Ishmael': Sui Sin Far, Writing, and Exile“. In: *Melus* 26 (2001) H. 3, S. 3–29.
- Lim, Shirley Geok-lin: „Immigration and Diaspora“. In: *An Inter-Ethnic Companion to Asian American Literature*. Hg. v. King-kok Cheung. New York 1997, S. 289–311.
- Ling, Amy: *Between Worlds: Women Writers of Chinese Ancestry*. New York 1990.
- Ling, Jinqi: *Narrating Nationalisms: Ideology and Form in Asian American Literature*. New York 1998.
- Ling, Jinqi: „Paper Citizens and Biometrical Identification: Immigration, Nationality, and Belonging in Chinese America during the Exclusion Era“. In: *Trans-Pacific Interactions: The United States and China, 1880–1950*. Hg. v. Vanessa Künnemann u. Ruth Mayer. New York 2009, S. 85–104.
- Mayer, Ruth: *Diaspora. Eine kritische Begriffsbestimmung*. Bielefeld 2005.
- McClain, Charles: „Of Medicine, Race, and American Law: The Bubonic Plague Outbreak of 1900“. In: *Law & Social Inquiry* 13 (1988) H. 3, S. 447–513.
- Mohr, James C.: *Plague and Fire: Battling Black Death and the 1900 Burning of Honolulu's Chinatown*. Oxford 2005.
- Nafici, Hamid (Hg): *Home, Exile, Homeland. Film, Media, and the Politics of Place*. London 1999.
- Nafici, Hamid: „Framing Exile: From Homeland to Homepage“. In: *Home, Exile, Homeland. Film, Media, and the Politics of Place*. Hg. v. Hamid Nafici. London 1999, S. 1–16.
- Peters, John Durham: „Exile, Nomadism, Diaspora: The Stakes of Mobility in the Western Canon“. In: *Home, Exile, Homeland. Film, Media, and the Politics of Place*. Hg. v. Hamid Nafici. London 1999, S. 17–44.
- Reinhold, Frances L.: „Exiles and Refugees in American History“. In: *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 203 (1939), S. 63–73.
- Salyer, Lucy E.: *Laws Harsh as Tigers: Chinese Immigration and the Shaping of Modern Immigration Law*. Chapel Hill 1995.
- Saxton, Alexander: *The Indispensable Enemy: Labor and the Anti-Chinese Movement in California* [1971]. Berkeley 1995.
- Shah, Nayan: *Contagious Divides: Epidemics and Race in San Francisco's Chinatown*. Berkeley 2001.
- Xiaojing, Zhou u. Samina Najmi (Hg.): *Form and Transformation in Asian American Literature*. Seattle 2005.
- Xiaojing, Zhou u. Samina Najmi: „Introduction: Critical Theories and Methodologies in Asian American Literary Studies“. In: *Form and Transformation in Asian American Literature*. Hg. v. Zhou Xiaojing u. Samina Najmi. Seattle 2005, S. 3–28.